

**MARTIN SEXL**

**Mit offenen Wunden leben ... und sterben. Zeugnisse aus Kunst und Literatur**

Palliativtag / 9.11.2013

---

Ich möchte mich bei den Organisatorinnen und Organisatoren des Palliativtages sehr herzlich bedanken für die Einladung und die Gelegenheit, Ihnen einen Einblick in die Kunst und Literatur, die sich mit dem Sterben und dem Tod beschäftigt, zu geben.

Ich möchte mit einem Gedicht von Erich Fried beginnen:

Erich Fried (1921-1988): Definition (1964)

Ein Hund  
der stirbt  
und der weiß  
daß er stirbt  
wie ein Hund

und der sagen kann  
daß er weiß  
daß er stirbt  
wie ein Hund  
ist ein Mensch.

Dieses Gedicht verdeutlicht mehrere Dinge: Es verdeutlicht, dass wir alle sterben müssen, dass dies zum Menschsein wesentlich dazu gehört – darum heißt es ja auch »Definition«. Es verdeutlicht zweitens, dass das Sterben (egal, ob wir jung durch einen Unfall aus dem Leben gerissen werden, an einer unheilbaren Krankheit zugrunde gehen oder im Alter schwächer und schwächer werden) immer etwas Schwieriges und Leidvolles ist, was auch bedeutet, dass die Wunden, die dabei entstehen – in welcher Form auch immer –, offene Wunden bleiben werden. Das Gedicht verdeutlicht auch noch etwas Drittes: Wir *wissen*, dass wir sterben müssen und dass das Sterben etwas Bedrückendes und Leidvolles hat, auch wenn wir das zu oft lieber

nicht wissen wollen. Das Wissen um die Unvermeidlichkeit des Leids bedeutet eine unglaubliche Kränkung für den Menschen. Etwas Leidvolles herannahen zu sehen und es nicht vermeiden zu können, gehört zu den schwierigsten Erfahrungen für Menschen, was die vieltausendjährige Beschäftigung mit der Erfahrung des Sterbens und des Todes erklärt, die sich in der so genannten *Ars Moriendi* niederschlägt, d.h. in der Kunst und der Literatur, die sich mit dem Sterben und dem Tod beschäftigt.

Kunst und Literatur machen das Sterben nicht leichter, aber sie helfen dabei, Erfahrungen und die damit einhergehenden Emotionen zu artikulieren und zu kommunizieren und sich von ihnen auch in einer gewissen Art und Weise zu *distanzieren*. Distanz heißt in dem Falle, dass Sie einen Schritt zurücktreten können, und das hat zwei große Vorteile: Sie sind erstens nicht mehr so nahe dran, wodurch Leid und Trauer besser auszuhalten sind, und zweitens sehen sie *das*, worum es geht, besser. Literatur und Kunst sind wie ein Spiegel, in dem wir unser Tun beobachten können. Schon die antiken Philosophen sprechen in dem Zusammenhang von einer *reinigenden* Kraft, von einer *kathartischen* Kraft der Literatur und der Kunst.

Es ist sehr spannend zu fragen, wie das Sterben in der Kunst- und Literaturgeschichte thematisiert wird, aber ebenso spannend für Sie heute – das hoffe ich zumindest – ist die Frage, wie literarische Texte und Kunst etwas dazu beitragen können, dass wir die Angst verlieren, uns mit dem Sterben zu beschäftigen, dass wir unsere Angst vor offenen Wunden verlieren. Einen Grund, wie Kunst und Literatur uns dabei helfen können, habe ich schon genannt: Als Leser und Betrachter von Kunstwerken können wir uns selbst beobachten bei dem, was wir erleben und tun. Das ist, wie wenn wir einem Tischler bei seinem Handwerk zuschauen: Er *selbst* ist immer in Gefahr, sich zu verletzen. Der *Zuschauer* hingegen sieht, was der Tischler tut, ohne dabei selbst Hobelmaschine oder Kreissäge benutzen zu müssen.

Es ist gar nicht so leicht, in 30 Minuten Beispiele aus Kunst und Literatur zu bringen, und nicht, weil es so wenig zu diesem Thema geben würde, im Gegenteil: Das Thema Tod und Sterben ist sehr präsent in der Kunst- und Literaturgeschichte. Und ebenso ist es nicht leicht bzw. sogar unmöglich, den Reichtum eines einzigen Romans oder eines Theaterstücks hier aufzufächern. Einen Roman zu *lesen* ist immer viel eindrücklicher als über ihn zu *sprechen*, aber hier kann ich keine Romane vorlesen. Wenn es mir aber gelingt, Ihr Interesse und Ihren Mut zu wecken, den einen oder anderen Text selbst zu lesen, dann würde ich meine Ausführungen hier als gelungen bezeichnen wollen.

Kunst und Literatur können z.B. vermitteln, wie in früheren Zeiten oder in anderen Kulturen mit dem Sterben umgegangen wird. Und das ist nicht nur für Historiker spannend, sondern auch für uns heute, weil wir so unseren eigenen Umgang mit dem Sterben hinterfragen können.

An Kunstwerken kann man Unterschiedliches entdecken, etwa die Tatsache, dass Darstellungen des leidenden Christus erst im Laufe des Mittelalters aufkommen, während bis ins Hochmittelalter hinein Christus als Herrscherfigur dargestellt wurde, wie Sie hier sehen. Vielleicht hat es also auch früher Zeiten gegeben, in denen man dem Leiden nicht ins Auge schauen konnte oder wollte. Dafür würde im übrigen auch die Tatsache sprechen, dass die Friedhöfe des Mittelalters oft außerhalb des Dorfes waren, auf dem so genannten »Gottesacker«.

Auf der anderen Seite war man sich auch vollkommen bewusst, dass das Sterben etwas sehr Leidvolles ist. Das beweisen die Grabfiguren des Mittelalters und der Jahrhunderte danach, die an Anschaulichkeit und Drastik oft nichts zu wünschen übrig lassen. Man war sich dessen bewusst, dass das Sterben allgegenwärtig ist und jederzeit passieren kann. Das sieht man sehr gut an den Darstellungen des Todes, der immer mitten im Leben und eine ständige Bedrohung war. Hier sehen Sie zwei Gemälde von Hans Baldung, die wundervoll zeigen, dass der Tod immer unter uns weilt. Dass das Leben häufig als Frau dargestellt ist, sieht man auch in späteren Zeiten, wie etwa diese beiden Bilder von Hering und Schiele beweisen. Und der Tod, der ist immer stärker als das Leben, wie die vielen Totentanzdarstellungen belegen, die den Triumph des Todes darstellen. Hier sehen Sie ein Fresko aus dem süddeutschen Raum, und hier ein Renaissance-Fresko aus Bologna.

Im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts *verschwindet* das Sterben tendenziell wieder aus der Kunst, was man gut sieht, wenn man etwa Grabmäler des 17. mit solchen des 18. Jahrhunderts vergleicht. Hier sehen Sie das Grabmal für Papst Alexander VII von Gian Lorenzo Bernini aus dem 17. Jahrhundert. Da steckt der Tod unter der Decke und reckt das Stundenglas, das die ablaufende Zeit symbolisiert, in die Höhe. Hier ist der Tod noch ein Symbol für den *Prozess* des Sterbens, und nicht für das *Danach*. 100 Jahre später – das sehen Sie gut beim Grabmal für Papst Clemens XIV von Antonio Canova – da ist der Tod als Figur bereits verschwunden. Es gibt hier kein Sterben, sondern nur die Trauer danach.

Dieses tendenzielle Verschwinden des Sterbens aus der Kunst hat mit der beginnenden Aufklärung zu tun, die das Leiden nicht mehr als gottgegeben hinnehmen will. Der Tod als Person wird, wie hier in einer wunderbaren Darstellung des Schweizer Malers Johann Rudolph Schel-

lenberg, manchmal als eine Art gleichwertiger Gegner angesehen, mit dem man vielleicht ein bisschen handeln kann. Die Aufklärer des 18. und 19. Jahrhunderts waren sich sehr wohl dessen bewusst, dass der Tod nicht vermieden werden kann, aber sie wussten auch, dass man das Leid des Sterbensprozesses mildern kann – darum steht der Tod hier auch in einer Apotheke, und der Apotheker, der hier mit dem Tod spricht, ist nicht sonderlich eingeschüchtert, sondern sieht sehr selbstbewusst aus.

*Noch* etwas kann man im übrigen an den Werken der Literatur- und Kunstgeschichte ablesen, etwas, das wir nur allzu gerne vergessen. Die Art und Weise, *wie* wir sterben, hat auch mit jenen Ressourcen zu tun, die uns dabei zur Verfügung stehen, und damit meine ich jetzt nicht die familiären Umstände, sondern die institutionelle und finanzielle Versorgung. Und ich sage es jetzt überspitzt formuliert: Das Sterben war für die Reichen immer ein bisschen weniger hart. Es mag schon stimmen, dass das Totenhemd keine Taschen hat und wir vor dem Tode alle gleich sind, aber auf dem Weg dorthin kann man doch ein paar Steine aus dem Weg räumen, wenn man Mittel dazu hat. Das ist ganz gut auf den Darstellungen von Begräbnissen sichtbar: Das reiche Bürgertum des 19. Jahrhunderts starb in einem Kontext der Unterstützung, die Armen hingegen starben oft alleine und unter sehr harten Bedingungen. Kunst und Literatur können hier durchaus Mahnerinnen sein, Mahnerinnen auch für uns, die wir hier im Wohlstand leben.

Heute ist das Sterben beileibe kein Tabu. Es gibt viel Bücher und Ratgeberliteratur zum Thema, die Zeitungen bringen immer wieder ganze Dossiers zum Thema Sterben oder Tod, und wir reden jetzt auch schon einen ganzen Tag ununterbrochen darüber. Allerdings ist heute doch einiges anders als früher, und das hat mit Entwicklungen zu tun, die ebenfalls in der Aufklärung im 18. Jahrhundert beginnen:

1) Der Tod ist von einem sozialen Problem zu einem individuellen geworden. Natürlich starb der Mensch auch früher als Mensch, als Individuum, aber er starb in einem sozialen Zusammenhang, der nicht nur Stütze war, sondern auch eine ganze Fülle an Ritualen und Gegenständen und Überzeugungen bereitstellte, die dem Tod den Schrecken nehmen sollte. Und wenn ich von »sozialem Zusammenhang« rede, dann meine ich jetzt gerade *nicht* die kleinfamiliäre Struktur, sondern ein ganzes gesellschaftliches System, in dem man den Tod oft ziemlich pragmatisch sah: Der Tod konnte durchaus etwas Erwünschtes haben, weil etwa ein unnützer Esser weniger durchgefüttert werden musste oder endlich das Erbe angetreten werden

konnte, war aber oft auch belastend für die Gesellschaft in einem ganz pragmatischen Sinne, weil man z.B. eine wichtige Arbeitskraft verlor.

Im 18. Jahrhundert nun wurde der Mensch nicht nur als Individuum entdeckt, sondern es entwickelte sich auch eine arbeitsteilige Gesellschaft heraus. D.h. für alles (auch fürs Sterben) gab es zunehmend Spezialisten, an die man Probleme auslagern konnte oder auslagern zu können glaubte. Zudem war der arbeitende Mensch für eine Gesellschaft auch nicht mehr unersetzbar. Heute ist es häufig so, dass der Tod bei *uns* für eine Gemeinschaft kein gravierendes pragmatisches Problem mehr darstellt. Er ist ein emotionales und individuelles, sprich innerfamiliäres Problem geworden. Ich formuliere es an einem Beispiel und ganz nüchtern: Als mein eigener Vater mit 60 Jahren verstarb, geriet niemand in finanzielle Bedrängnis oder musste auch nur ein einziges konkretes und alltagspragmatisches Detail in seinem Leben ändern, was natürlich erstens nicht heißt, dass das heute *immer* so ist – wenn ein junger Familienvater stirbt, kann die Witwe mit den Kindern sehr wohl in finanzielle Bedrängnis kommen –, was zweitens auch nicht heißt, dass der Tod eines nahen Familienmitglieds leicht ist, nur weil sich ganz praktisch gesehen nicht viel ändert. Sozial ist der Tod heute vielleicht kein Problem mehr, aber individuell umso mehr.

2) Wenn ich von Spezialisten rede, an die wir das Sterben zunehmend auslagern, dann bin ich auch schon beim zweiten großen Unterschied zwischen früheren Zeiten und heute. Das Sterben hat sich zunehmend unserer *Sichtbarkeit* und *überhaupt* unserer Sinneserfahrung entzogen. Wir *reden* zwar ständig darüber, aber wir *riechen* das Sterben nicht mehr, greifen Sterbende und Tote nicht mehr an. Mit dem Sterben haben wir heute keine Erfahrungen mehr – wie auch bei vielen anderen Dingen nicht: Früher hatte man Bauern, Tischler, Schneider oder Mechaniker ganz in der Nähe, und man sah und erlebte, wie die Dinge, die wir tagtäglich benutzen, hergestellt wurden. Heute kommen viele Sachen von weit her und landen fertig verpackt in den Regalen der Geschäfte. Dinge, die der Sichtbarkeit und unserer Sinneserfahrung entzogen sind, werden uns fremd. Und dadurch werden sie auch bedrohlich, weil wir sie nicht mehr nachvollziehen können.

Beim Sterben stehen wir zudem vor einem Dilemma ganz besonderer Art: Mit dem Sterben und dem Tod können wir selbst keine Erfahrungen machen, die wir dann teilen und mitteilen könnten. Der Philosoph Thomas Macho drückt dies folgendermaßen aus: »Worüber sprechen wir [...], wenn wir vom Tod sprechen? Wir sprechen nicht aus Erfahrung. Wer seinen Tod erfahren hat, kann überhaupt nicht mehr sprechen [...].«<sup>1</sup> Wir können also über den eigenen Tod

---

<sup>1</sup> Thomas Macho: Todesmetapher. Zur Logik der Grenzerfahrung, Frankfurt A.M. 1987, S. 26.

nur sprechen, wenn wir ihn noch nicht erfahren haben. Und wer ihn erfahren hat, kann nicht mehr darüber Auskunft geben.

Der Literaturwissenschaftler Wilfried Barner deutet einen Ausweg aus diesem Dilemma an: »Wir nähern uns dem Nichterfahrbaren vom Erfahrbaren her. Wo immer dieses Vorausdenken über die Lebensgrenze hinaus sich im Wort artikuliert, bedarf es der Gleichnisse, der Bilder. Es bedarf der Vorstellungskraft, die durch Sprache eine eigene Wirklichkeit hervorruft, eine, die das bloß Gegenwärtige überschreitet. Auf dieser Fähigkeit aber beruht zugleich alle »schöne« Literatur.«<sup>2</sup> Barner spricht auch von der »spezifische[n] Fähigkeit der Dichtung, auch das nicht mehr Erfahrbare darzustellen«.<sup>3</sup>

Das heißt mit anderen Worten – und jetzt bin ich Zentrum der Frage, warum Literatur für uns so spannend sein kann –, dass die Literatur gewissermaßen fähig ist, von dem zu erzählen, was wir nicht erfahren können. Das kann sie deshalb, weil sie unsere Vorstellungskraft und unsere Fähigkeit zur Imagination anregt und herausfordert. Und da der Tod uns alle ausnahmslos betreffen wird, sind diese Erzählungen so wichtig. Literatur lässt das Sterben nicht aus unserer Gesellschaft verschwinden und kann die Toten natürlich nicht mehr lebendig machen– das ist nicht einmal dem genialen Dichter und Sänger Orpheus im griechischen Mythos gelungen, den die Götter der Unterwelt [Pluton/Pluto und Persephone/Proserpina] zwar in ihr Reich eingelassen haben, weil sie von seinem Gesang so gerührt waren und ihm seine geliebte Eurydike sogar mitgaben, aber er konnte sie trotzdem nicht ins Leben zurückholen. Aber Literatur kann uns Dinge *so* schildern, dass wir sie besser verstehen und annehmen können.

Literatur ist kein Medikament und wohl auch keine große Hilfe im Sterbeprozess selbst. Und Dichter sind beileibe nicht kompetenter im Umgang mit dem Sterben als andere. Aber Dichter sind vielleicht kompetenter im Umgang mit Sprache, und es ist die Sprache, die unsere Vorstellung anregt, die uns *Bilder* für etwas zu geben imstande ist, das wir nicht verstehen, ja eigentlich gar nicht recht verstehen *können*.

In den Texten der großen Schriftsteller finden sich z.B. unglaublich erfahrungsnahe Schilderungen des Sterbens, die nicht nur den Sterbeprozess schildern, sondern auch das gesamte Drumherum, also das Leben und die Handlungen der Angehörigen, der Ärzte und aller anderen Personen und Lebensumstände, die mit dem Sterben verknüpft sind. Und wenn man sich darauf einlässt und die Anstrengungen der Lektüre auf sich nimmt – ja, lesen kann auch sehr anstrengend sein und braucht auch Zeit, aber wenn es nur ein Vergnügen ist, dann haben Sie

---

<sup>2</sup> Wilfried Barner: »Zeitlichkeit und Wort«. Zur Einführung, in: Friederike Wallner (Hg.): Alles ist nur Anfang. Lyrik und Prosa über Sterben und Tod, Tübingen 1997, S. 251.

<sup>3</sup> Ebd., S. 252.

noch nicht die passenden Texte gefunden –, wenn Sie also die Anstrengungen der Lektüre auf sich nehmen, dann werden Sie eine Sprache bekommen für das, was sie berührt und belastet. Im Folgenden werde ich ganz kurz auf ein paar literarische Texte eingehen. Eine Lizeraturliste mit diesen Texten und einigen anderen mehr finden Sie dann auf der Homepage dieses Palliativtages.

Im Roman *Buddenbrooks* von Thomas Mann oder in der Novelle *Der Tod des Iwan Iljitsch* von Leo Tostoj finden sie unglaublich eindrückliche Schilderungen des Todeskampfes von Menschen, des Verhaltens von Ärzten dabei etc. Gerade weil diese Romane – und darum sind sie so interessant in unserem Kontext – das komplexe soziale Umfeld und die komplexe *Biographie* von Menschen schildern, wird das, was diese Menschen am Ende ihres *eigenen* Lebens oder *das* eines nahen Angehörigen denken, fühlen und tun, auch verständlich. Und im Leben ist es ja ähnlich: Sie verstehen erst, warum Menschen in einer bestimmten Art und Weise handeln, wenn Sie das Umfeld und die Biographie dieser Menschen kennen.

Das wird besonders dann deutlich, wenn uns eine Kultur geschildert wird, die uns fremd ist oder fremd geworden ist. Das wunderbare Buch *Accabadora* von Michela Murgia z.B. schildert uns eine Sterbebegleiterin bzw. Sterbehelferin in einem abgelegenen, einfachen sardischen Dorf der 1950er-Jahre und erzählt uns eindrücklich, wie man mit dem Sterben und dem Tod vor nicht viel mehr als einem halben Jahrhundert in einer bäuerlichen Gegend umgegangen ist. Literatur kann uns also lehren, dass es nicht nur *einen* Weg gibt; und sie lehrt uns auch, dass es keinen *einfachen* Weg gibt.

Literatur zeigt uns, in dem sie ganze Lebensentwürfe vor uns auszubreiten vermag, dass der Schrecken des Sterbens und des Todes ein bisschen gemildert werden kann, wenn man sich früh genug damit beschäftigt. Wenn Sie am Ende des Buches *Der Tod des Iwan Iljitsch* beim Sterben des Iwan Iljitsch angelangt sind, dann denken Sie sich nur mehr: »Mein Gott, hätte er doch viel früher etc.« Für Iwan Iljitsch ist es zu spät, aber *Sie* in Ihrem Leben, *Sie* können sich denken: »*Ich* werde versuchen, nicht dieselben Fehler zu machen wie der Iwan Iljitsch, aber da muss ich *jetzt* damit anfangen. Wenn ich sterbenskrank bin oder 95 Jahre alt, dann ist es zu spät.«

Der große Fehler, den Iwan Iljitsch begeht, ist der, dass er sich sein Leben lang in einer Scheinwelt eingerichtet hat, wo er zwar alles »g'hörig« macht, also so, wie man es halt zu machen hat, in der er aber nicht wirklich *lebt*, wie es im Text heißt. Und am Ende merkt er, dass er nicht gehen kann, weil er erstens nie wirklich einen authentischen Kontakt zu seiner Fami-

lie aufbauen konnte, weil er zweitens nie sein Leben so gelebt hatte, wie er eigentlich wollte. Aber er sieht auch, dass er das nicht mehr aufholen kann in einigen Wochen oder Monaten. Und darum leidet er schrecklich. Das Buch zeigt also, dass man, um gut aus dem Leben gehen zu können, nicht erst ein paar Monate vor dem Tod mit dem Nachdenken anfangen sollte. Natürlich wissen wir das alle, jeder Arzt, jeder Therapeut und jeder Sterbebegleiter wird es Ihnen sagen. Aber wie sich das *anfühlt*, das kann die Literatur vielleicht besonders gut vermitteln.

Der Trick bei dem Buch *Der Tod des Iwan Iljitsch* ist – und das findet man in sehr vielen literarischen Texten –, dass der Autor so tut, als ob er Gedanken lesen könnte und als ob er bis zur letzten Sekunde in der Gedankenwelt des Sterbenden sei. Wir bekommen also auch noch den letzten Gedanken eines Sterbenden geschildert und können uns so in diesen hineinversetzen. Im wirklichen Leben geht das nicht.

Es gibt auch wunderbare literarische Texte, die den Sterbeprozess aus der Sicht einer Angehörigen beschreiben. Denken Sie nur an das Buch *Ein sanfter Tod* der französischen Schriftstellerin Simone de Beauvoir, das vom Sterbeprozess der Mutter der Autorin erzählt. Hier finden Sie nicht nur eine dichte und eindrückliche Schilderung des gesamten Sterbeprozesses, sondern auch des Verhaltens der Angehörigen und der Ärzte, des Ausgeliefert-Seins und der Tatsache, als Tochter die körperlichen Schmerzen der Mutter miterleben zu müssen.

Auch der schöne Text *Der alte König in seinem Exil* des Vorarlberger Autors Arno Geiger beschreibt den Prozess der Krankheit, dieses Mal eines Mannes aus der Sicht seines Sohnes, wobei es hier nicht um eine Krebserkrankung (und auch nicht um den Sterbeakt am Ende geht), sondern um Demenz. Oft sind solche Beschreibungen Texte von Betroffenen, das heißt, die Autorinnen oder Autoren – in unserem Falle Simone de Beauvoir und Arno Geiger – haben das selbst erlebt, was sie in ihren Texten beschreiben. Es sind *Bewältigungstexte*, die auch den Leserinnen und Lesern die Bewältigung von schwierigen Prozessen ein wenig erleichtern können; sie können Trost spenden.

Zu Texten, die Trost spenden, gehört auch der bekannte Text *Paula* der chilenischen Schriftstellerin Isabel Allende, deren Tochter ins Koma fällt und nach langen quälenden Monaten stirbt. Andere Autorinnen und Autoren wiederum beschreiben ihre *eigene* tödliche Krankheit und den Prozess des Sterbens – wie etwa Harold Brodkey in seinem Buch *Die Geschichte meines Todes*. Die Bücher, die ich gerade genannt habe, sind von einer großen Klarheit, die etwas Schonungsloses hat. Aber diese klare Schonungslosigkeit ist wichtig, weil man das Ausweglose und Schwierige anders *sieht* und vielleicht annehmen lernt. Literatur heilt die of-



fenen Wunden nicht, führt aber zu mehr Verständnis für jenen Schmerz, der durch die Erkenntnis, dass Wunden nicht immer verheilen, entsteht.

Die große Stärke literarischer Texte liegt dabei in der Anschaulichkeit des Geschilderten. Literatur ist, wie es der Literaturwissenschaftler Ottmar Ette formuliert, eine »Verlebendigung«, die uns neue und andere Sichtweisen anbietet. Und Literatur macht manchmal in wenigen Worten etwas ganz plastisch und kräftig: Viele von Ihnen kennen das Gedicht *Erlkönig* von Goethe, und Sie können sich vielleicht daran erinnern, wie düster und leidvoll die Stimmung in diesem Gedicht ist, wie das Grauen des Vaters geschildert wird, der mit seinem sterbenden Sohn nach Hause reitet und dort angekommen einen Toten in den Armen hält. Ich zitiere Ihnen hier nur die letzte Strophe.

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,  
er hält in Armen das ächzende Kind,  
erreicht den Hof mit Mühe und Not;  
in seinen Armen das Kind war tot.

Viel lakonischer, kürzer und gleichzeitig drastischer geht es ja eigentlich gar nicht mehr.

Es gibt im übrigen ein eindrucksvolles Buch, wo beides zusammenkommt, nämlich die Erfahrung einer Ärztin mit dem Sterben und die Erfahrung eines Schriftstellers mit der Sprache, nämlich das Buch *Geschichten vom Sterben* der Palliativärztin Petra Anwar und des Schriftstellers John von Düffel. Das Buch enthält Fallerzählungen der Palliativärztin, die vom Schriftsteller gewissermaßen in Form gebracht und »poliert« wurden. Es sind sehr eindrückliche Geschichten, die den Schrecken des Sterbens und die ekelregenden und dunklen Seiten dabei nicht verschweigen.

Ich habe vorhin davon gesprochen, dass ich Ihr Interesse und Ihren Mut wecken möchte, literarische Texte zu lesen. Warum habe ich das Wort »Mut« verwendet? Weil es nicht einfach ist, sich mit Dingen zu konfrontieren, die weh tun und noch dazu schwarz auf weiß geschrieben stehen. Und da literarische Texte sehr drastisch sein können und sehr erfahrungs- und wahrnehmungsnah schildern, sind sie nicht immer so einfach zu verdauen. Sie können in ihrer Anschaulichkeit und Deutlichkeit schonungslos sein. Aber sie *sollten* es ja auch sein, denn es gibt viele Dinge in unserem Leben, wo mangelnde Deutlichkeit und Schonung nicht unbe-

dingt sinnvoll sind. Gerade in schwierigen Lebenssituationen müssen Sie oft sehr präzise und deutlich sein und in Kauf nehmen, dass es anstrengend und emotional wird. Denn wenn Sie vor Angst, dass etwas schmerzt und schwierig ist, zurückweichen und Probleme mit Harmonie und Duftkerzen verschleiern, dann *verschieben* Sie ein Problem und machen letztlich alles noch schlimmer. Literatur ist, wenn sie gut ist, schwierig und herausfordernd. Aber nur das Schwierige und Herausfordernde ist stimulierend und bringt uns weiter.

In literarischen Texten können wir das, was vielleicht *zu* schmerzlich ist, was vielleicht so sehr weh tut, dass wir daran zu zerbrechen drohen, ertragen, und zwar aus einem ganz einfachen Grund: Weil es nicht uns passiert, sondern jemand anderem, und weil es diesen anderen nicht gegeben hat und wir daher sagen können: »Okay, das war jetzt ziemlich schlimm, was ich da gelesen habe. Zum Glück ist das alles erfunden.« Es mag sein, dass es erfunden ist, aber große Schriftstellerinnen und Schriftsteller schaffen es, etwas so lebensnah zu schildern, dass es so passieren hätte *können*. Durch diese Gabe der Darstellung und der Erfindung können Literatur und Kunst *visionär* sein. Sie können neues Wissen generieren, sie können Zukunftsentwürfe generieren, die Möglichkeiten aufmachen, an die wir noch gar nicht gedacht haben.

Denken Sie nur an Film *Die Liebe* von Michael Haneke, den ich Ihnen – sollten Sie ihn noch nicht gesehen haben – sehr ans Herz legen möchte: In all der Schonungslosigkeit, in der der Film den physischen Verfall der Protagonistin und das schreckliche Ende zeigt, bleibt es doch »nur« ein Film, in dem aber auch die *Würde* sichtbar wird, die Sterbende bis an ihr Lebensende haben und die man ihnen immer wieder neu geben muss.

Literatur liefert uns nicht zuletzt auch bestimmte *Hinweise*, wie wir ein gutes Leben führen können. Solche Hinweise können wir von der Medizin nicht erwarten. Die Medizin hat das Wissen, wie man einer 85jährigen Frau mit Krebs im Endstadium eine Magensonde legt, aber sie kann mir die Frage nicht beantworten, ob es auch wirklich klug ist, das zu tun. Für Antworten auf Fragen, wie wir unser Leben und unser Sterben gestalten wollen und was uns dabei wichtig und weniger wichtig ist, sind Mediziner genauso kompetent oder inkompetent wie andere Menschen auch. Schriftsteller sind in dieser Hinsicht keineswegs kompetenter, aber sie sind sprachgewandter und können uns erzählen, wie in vergangenen, in anderen und fremden sowie in – auch das – *erfundenen* Gesellschaften mit dem Sterben und dem Tod umgegangen wird. Die offenen Wunden schließen sich dadurch nicht!